Zeitschrift: Die Alpen : Monatsschrift für schweizerische und allgemeine Kultur
Herausgeber: Franz Otto Schmid
Band: 5 (1910-1911)
Heft: 10

Rubrik: Umschau

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 13.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Martha Cunz und Fritz Völlmy vergegenwärtigen mit W. L. Lehmann die Richtung des elegischen und trotzdem kräftigen Adolf Stäbli. Anner grenzt daran mit einem lieblichen Aquarell. Berta setzt seine Wanderstudien aus dem Tessin fort. Gabrielle Miéville bringt uns in einer scheinbar kahlen, tatsächlich sehr strammen, sachlichen, interessanten Art die Jurahöhen näher. Und von da an geht es in alle Seitentäler und auf alle namenlosen Höhen. Das Leben wird rege. Die großen Namen verhallen im Wandergeräusch. Die Feierlichkeit der Kunstgedanken geht in die Sonntagsfreude einer Nation über.

Dies ist der Turnus von 1911.

Umschau

Zeitungsdeutsch. Es ist ein alter Erfahrungssatz, daß die Zeitungen die schlimmsten Sprachverderber sind. Ebenso alt ist das Vorurteil, daß daran die Zeitungsschreiber schuld seien. Diese Folgerung ist auch sehr naheliegend, da man allgemein annimmt, daß es die Zeitungsschreiber sind, welche die Zeitung schreiben. Die Annahme ist aber nur zur Hälfte berechtigt; wir möchten vielmehr die Redaktoren und Journalisten in Schutz nehmen, da gerade sie im allgemeinen durch ihr berufliches Vielschreiben mehr zu einem anständigen Deutsch herangebildet werden, als, wie immer behauptet wird, sprachlich und stilistisch verkommen. Wenn die Zeitungen wirklich von denen geschrieben würden, deren Beruf es ist, es würde bald besser mit dem verschrienen Zeitungsdeutsch. Die Schädlinge sehen wir vielmehr in den gelegentlichen Mitarbeitern, in denjenigen, die sich furchtbar gerne einmal gedruckt sehen und zu feige sind, vor der Öffentlichkeit für ihr Geschreibsel einzustehen. Alle diese „Kenner" und „Sachverständigen", die „eifrigen Leser" und die Parteibüffel, die in der Veröffentlichung ihrer unmaßgeblichen Meinung ein weiteres Streberleiterchen zu einem Ämtchen sehen. Die Vertreter dieser ganz eigenen Rasse, die ihre feige Anonymität mit der „Volksstimme" beschönigen. Die keinen anständigen Satz schreiben können, aber sich doch gar zu gern wichtig machen vor ihrer eigenen Unbedeutendheit mit einem gedruckten Artikelchen, das sie am nächsten Tag sich vorlesen können.

Man hat schon oft die Anregung gemacht, in unsern Zeitungen, wie in den französischen, die volle Signierung der wichtigeren Artikel und Korrespondenzen einzuführen. Es wäre unbestreitbar das einzig richtige; manch einer würde sich dreimal besinnen etwas drucken zu lassen, wenn er mit seinem Namen und mit seiner Person dafür eintreten müßte.

Mancher würde seine Ergüsse bei persönlichen Verunglimpfungen vor Abstimmungen und Wahlen etwas anständiger und überdachter einschicken, wenn man ihn dafür haftbar machen könnte. Nicht nur das Deutsch, sondern auch der Ton würde etwas zusagender

bei der gebührenden Brandmarkung der jetzt üblichen Anonymität.

Wie vieles würden die Zeitungen damit ihren Lesern ersparen! Aber diese Feigheit ist eine so ausgesprochene Signatur unserer Zeit, daß man als Don Quichote gegen Windmühlen kämpft, wenn man gegen solche Übelstände angeht. Und wie schön läßt sich diese Feigheit verteidigen mit der Behauptung, diese Unpersönlichkeit versinnbildliche das Volk, „es" spricht aus solchen Einsendungen. Es wäre traurig, wenn dem so wäre. Wenn wirklich in unserer vielgerühmten Demokratie der Persönlichkeitswert so ausgeschaltet wäre, daß ein Einstehen mit seiner Persönlichkeit als undemokratisch empfunden würde. Wenn mir einer einen anonymen Brief ins Haus schickt, so betrachte ich den Absender als einen jämmerlichen Schuft, und jeder wird ihn als solchen betrachten; wenn er mich aber in einem anonymen Zeitungsartikel mit seiner Meinung bedenkt, so darf er sich dessen stolz am Biertisch rühmen.

Nicht nur dem Leser würde manche Kontroverse, manche Kläglichkeit erspart, wenn man die unzweideutige Signierung jeder Einsendung einführte, sondern auch den geplagten Redaktoren, die das unanmutige Amt haben, solche Elementarschulaufsätze in halbwegs lesbares Deutsch zu übersetzen. Wenn sie diesem Amt meist nicht nachkommen, so entschuldigt sie die Fülle des täglichen Stoffandrangs. „Man" verlangt es ja auch meistens nicht. Aber im Interesse des Publikums und der bessern Zeitungen wäre es, wenn es verlangt würde; und daß es mit Einführung der „persönlichen" Einsendungen von selbst großenteils käme, davon sind wir überzeugt. Man überzeuge sich selbst, man prüfe einmal daraufhin die anonymen und die unterzeichneten Artikel, und man wird den Unterschied bald gewahr werden.

Wer hilft mit im Kampf gegen diese feige Winkelschreiberei, die unser Zeitungswesen entwürdigt? Bloesch

Das musikalische Amphibium. Es kann im Wasser, es kann auch auf dem Lande leben. Es reitet gesattelt und ohne Sattel, im Galopp, Trab und Schritt. Es steht auf dem Kopf und auf den Beinen, wie es verlangt wird.

Dieser Typus des Amphibiums, aus dem Zirkus und vom Jahrmarkt wohlbekannt, begegnet uns nun auch im Konzert. Und zwar nicht im Kursaal noch beim Kinematographen, sondern im großen, ernsten Symphoniekonzert vor einem sozusagen musikverständigen Publikum. Ich meine die Künstlerin — denn das Maskulinum gibt sich seltener zu dergleichen her — die singt und Klavier oder Violine spielt und gelegentlich auch zwei oder drei dieser Operationen gleichzeitig vornimmt. Ich erinnere Zeitlang diesem Sport huldigte, bis sie dann mich sogar, daß eine Schweizer Künstlerin eine doch einsah, daß man sich mit dem musikalischen Doppelbetrieb ruiniert und die Sympathien verständiger Musikfreunde verscherzt.

Wir würden uns bei dem Beispiel nicht aufhalten, wenn uns nicht neulich in Montreux im großen Symphoniekonzert ein Fall vorgekommen wäre, der ernster scheint und von dem wir fürchten, daß er Schule macht. Die Gattin eines der ersten Pariser Musikkritiker (lies: Musik k r i t i k e r!) gab ein Konzert mit Orchester. Sie begann mit dem D-Moll-Klavierkonzert von Bach, das merkwürdig schnell fertig war, da ein paar Dutzend Takte ausfielen. Dann kam eine Iphigenienarie von Gluck, die freilich an Iphigenie und an Gluck nur von ferne erinnerte. Und im zweiten Teil, nachdem wir uns mit Tee und Kuchen gestärkt, sollte eine Klavierserenade von R. Strauß vom Stapel gehen. Leider waren aber die Noten in Pontarlier beim Zoll nach dem unerforschlichen Rat-

schluß der uns wohlwollenden Vorsehung liegen geblieben, und so wurde ein modern französisches Lied eingesetzt, das uns das Amphibium auf den höchsten Höhen der Tonleiter zwar, nicht aber der Kunst zeigte. Sie war zugleich am Ende ihrer Kraft (wir schon längst), aber daß sie den Anlaß nicht benutzte, uns noch schnell auf der Violine eins aufzuspielen, blieb uns unbegreiflich. Sie wäre dann freilich aus einem Zweileben ein Dreileben geworden. Nach diesen Leistungen sah sie sehr glücklich und zufrieden, wir aber sehr traurig und verstimmt aus.

So lange diese Pseudovirtuosen nicht begreifen, daß ein Leben meist nicht genügt, um auf einem Instrument etwas Anständiges zustande zu bringen, das den Namen Kunst halbwegs verdient, so lange werden sie wahrscheinlich nach Erweiterung ihres Repertoires durch Bearbeitung stets neuer Ausdrucksmittel suchen. Und wir nähern uns dann wieder dem wohlbekannten Orchestermann, der mit den Absätzen die Deckel, mit den Ellbogen die Pauke, mit der Hand die Harmonika spielt, mit dem Mund die Trompete bläst und mit dem Kopf den Schellenbaum schüttelt. Wir wollen ihm damit das Geschäft keineswegs verderben, denn wir ehren jede Arbeit; nur gehört diese entweder auf die Straße oder in den Zirkus. Und nur dort hoffen wir auch dem musikalischen Amphibium wieder zu begegnen.

E. P.-L.

Der Hotelkönig. Er war Küchenjunge, dann Kellner oder Portier. An und für sich gewiß drei ehrenvolle Berufe, aber er mag an diese Vergangenheit nicht erinnert sein. Dann übernahm er ohne Kapital ein schlechtgehendes kleines Hotel, vergrößerte es nach und nach, heiratete eine wohlhabende Frau, arbeitete mit eiserner Energie, gründete eine Winterfiliale im Süden, und nun ist er auf der obersten Sprosse der Leiter nach zwanzigjährigem, hartem Schaffen angekommen.

Erst wurde er Gemeinderat und Präsident, dann Großrat, endlich Nationalrat. Seine Macht ist groß, und sein Einfluß reicht weit. Er hat die Zahnradbahn herauf bauen lassen, aber die Landstraße für überflüssig, weil „nur" den Einheimischen dienend, erklärt. Für ihn halten die Schnellzüge und seinetwegen wird der Artikel 35 der Bundesverfassung nur in schlimmen Fällen respektiert; denn auf ihn muß man Rücksicht nehmen. Aber auch er muß viel Rücksichten nehmen, obschon er stets elegant gekleidet ist (denn er hat die äußere Distinguiertheit nötig) und im Automobil fährt.

Sein ganzes Sinnen und Trachten geht darauf zu sinnen, was die tit. Fremden wollen! Erst wollten sie die Bergbahnen, darum war auch er für sie begeistert. Jetzt wollen sie sie nicht mehr, sondern verlangen die Erhaltung alter Brücken und baufälliger Türme. Darum ist auch er Mitglied des Heimatschutzes und spricht sich bitter über die modernen Vandalen und die Blechpest aus. Alles, was in der Bundesversammlung vorkommt, in der er meist schweigt: Unfallversicherung, Gotthardvertrag, Gefrierfleisch, Splügenbahn, Auslieferungsvertrag, Schutzzoll, versenkt ihn in tiefes Sinnen, und immer wieder fragt er sich, was wohl „seine" Fremden dazu denken, die Sommer- und die Winterfremden, denn beide sind meist entgegengesetzter Meinung, und man weiß noch nicht, welcher der Stärkere ist, d. h. welchem man Recht geben muß. Nur wenn die Frage aufs Spiel oder auf sonst die Fremdenindustrie direkt berührende Punkte kommt, fährt er auf wie ein brüllender Löwe und suchet, welchen er verschlinge. Denn es gibt heilige Interessen des Vaterlandes und originale Interpreta-

tionen der Bundesverfassung, an die man ungestraft nicht rühren darf.

Unser Hotelkönig ist ein vorsichtiger Mann. Er ist nicht radikal, noch liberal, jedenfalls aber nichts anderes. Jenes ist zu populär und nicht fein genug für jemanden, der nur in ersten Kreisen verkehrt; aber dieses paßt auch nicht recht, da man stets in der Minderheit bleibt und viel geschlagen wird, also offenbar unrecht hat. Wie schwer und dunkel sind doch alle diese Fragen, zu deren prompter Lösung das Vertrauen unserer Wähler uns berief! Und von neuem nimmt er sich vor, in der nächsten Saison endlich herauszubringen, was die Fremden eigentlich und wirklich wollen. Denn hoffentlich wollen sie überhaupt etwas und wollen doch alle dasselbe? Sonst wäre die Sache sehr bedenklich.

Unser Hotelkönig, trotz seiner martialischen Potentatenallüren, trotz seiner Mitgliedschaft mehrerer eidgenössischen Kommissionen, Verwaltungsräte S. B. B. usw., trotz seiner Spekulationen und trotz der blutrünstigen Sezessionsgemälde, die in seinem Salon hängen, ist im Grunde ein guter und harmloser Mann. Ihr stießt ins Leben ihn hinein, ihr ließt den Armen schuldig werden, dann überläßt Ihr ihn der Pein — herauszubringen, was die Fremden wollen und ob sie wirklich etwas wollen. Denn daß man selber etwas wollen könnte, daß man unter Umständen Grundsätze und eigene Überzeugungen hat, daß man einer Idee etwas opfert und ihr treu bleibt, das hat dem Hotelkönig noch keiner gesagt, davon war weder in der Hotelküche, noch im Office, noch im Bureau, noch anderswo die Rede. So weiß es der Hotelkönig nicht, und er ist glücklich in seiner Unwissenheit. Ohne sie hätte er es zweifellos nicht halb so weit gebracht; und das wäre doch schade gewesen.

E. P.-L.

Zürcher Theater. Schauspiel. Der Niederländer Frederik van Eeden ist durch die Geschichte „Der kleine Johannes" bekannt geworden. Dies kleine Werkchen kann man getrost gegen die gesamte niederländische Literatur der Gegenwart und gegen die übrigen Werke van Eedens setzen. Auch die Arbeiten des jüngeren Heyermans bieten kein Gegengewicht. Eedens „Kleiner Johannes" überragt sie an Erfindungskraft, blühender Phantasie und künstlerischer Durchbildung. Was Eeden nach diesem Werke schrieb, besonders auch die Fortsetzungen des Kleinen Johannes, reicht nicht entfernt an diese wundervolle Geschichte, in deren Mikrokosmos Welt und Mensch sich spiegeln. Frederik van Eeden ist ein Schwärmer. In Büssüm gründete er einst eine Gemeinschaftskolonie, die ihn ein Vermögen kostete. Er gehört zu den etwas weltfremden Poetennaturen, über die der brave nüchterne Holländer lächelt, wie der wohlgepflegte Kurzstirnige überhaupt gern lächelt, wenn er etwas für unpraktisch hält oder nicht versteht. Van Eeden hat an seinen Landsleuten tief gelitten, an ihrer Phantasielosigkeit, an ihrem Mangel an Schwung, an ihrer Ideenarmut, an ihrer sattgegessenen Dummfeistigkeit, an ihrer blöden Spottsucht. Er hat an jener „Dummheitsmacht" tief gelitten, der Emants ein gar nicht übles Theaterstück gewidmet hat. In seinem Drama „Ysbrand", das uns die Pfauenbühne bescherte, steckt sicherlich viel Eigenes, Erlebtes. Ich weiß nicht, ob es im dramatischen Sinne gut war, daß Eeden dem weltfremden „Ysbrand", der, geduldet, gestoßen, verlacht und mißhandelt, das Gnadenbrot seiner Verwandten ißt, starke pathologische Züge verleiht. Sicher ist, im poetischen Sinne ist es wirksam. So sind die Szenen, in denen Ysbrand mit den überirdischen Stimmen der abgeschiedenen Geliebten Zwiesprache hält, das schönste im

ganzen Werke, sowie die weisen und doch so naiven Worte, die er an die Blumen oder an ein einfältiges Kind richtet, das gern um ihn ist. Das eigentlich Dramatische, die Szenen, in denen der Hohn oder die Geldgier der Verwandten auf ihn losgelassen werden, als er eine große Erbschaft gemacht hat, sind flach, konventionell, überlaut und nicht neu. Die Regie im Pfauentheater tat auch nichts, das Geschrei der Verwandtensippe zu mildern, so daß die wundervollen Ysbrandszenen in ihrer Wirkung nicht persistieren konnten und totgeschlagen wurden. Dramatisch und dichterisch gut ist der Schlußakt, wo der Psychiater dem kranken Dichter oder dichtenden Kranken zuerst die Seele zu öffnen weiß, um ihn dann um so erbarmungsloser in die Irrenzelle zurückzustoßen. Ein Dichter hat das Werk geschrieben, kein Dramatiker, und eine Persönlichkeit zeigt sich in diesem Dichter, die im Nazarenerstolz auf die ihn kreuzigende Pöbelschar herabblickt. Herr Nonnenbruch bot in der Rolle des Irrenarztes die beste Schauspielerleistung. Auch Herr Hartmann, in der Partie des Ysbrand, versuchte dem Dichter so nahe wie möglich zu kommen.

Eine ganz andere Luft wehte in der Aufführung von Wedekinds „Hidalla", die ich mit sehr gemischten Gefühlen verließ. Ich hatte den Eindruck, daß ein blutiger Clown zum Philosophen geworden war. Ich habe in diesem Werke aber weder an das Blut, noch an den Clown, noch an die Ernsthaftigkeit des Philosophen und Weltverbesserers recht glauben können. Einen Augenblick geriet ich in Stimmung, als der Apostel der Schönheitsmoral, Hetmann, seine wuchtigen Anklagen über die drei großen Grausamkeiten unsrer Gesellschaftssittlichkeit hinausschleudert. Aber nur einen Augenblick! Im übrigen tappte ich im dunkeln. Was will dieser Hetmann, der ein neues schönes Menschengeschlecht züchten will? Sagt er es? Nein! Weiß der Autor, was er will? Wenn man Wedekind fünf Akte lang folterte (Kitzel, Ekel, Zweifel und Nasenstüber sind auch eine Folterung) und ihn auf das Prokrustesbett langatmiger Tiraden einen ganzen Abend spannte, dann hinterließ er uns wohl ein dickleibiges Manuskript „Hidalla oder die Moral der Schönheit". Dieses Manuskript, vermute ich, enthielte aber nur eine Aufschrift, sonst nichts, und der gemarterte Wedekind sagte: Ich weiß selbst nicht, was dieser Hetmann wollte, deshalb habe ich ihn aufgehängt. Früher schrieb Wedekind Tragik der niederen Sphäre, er gab eine seltsame Mischung von Menschen aus dem Panoptikum, Bordell, Cirkus und der Delinquentenzelle, er gab ein kapryles Schauerkabarett. In Hidalla pfropft er auf eine unorganische Welt menschlicher Raritäten, eine zum Teil unerträgliche Ideenhaftigkeit, die niemals tragisch wirkt, größtenteils aber Unlust erregt. Während man an der Bestialität in Reinzucht noch ästhetisches Interesse haben kann, erscheint es mir unmöglich, daß die Sorte Theater, die Wedekind in „Hidalla" bringt, überzeugt und den Hörer zum Mitgehen zwingt. Herr Marlitz, in der Maske Wedekinds, gab den Hetmann ausgezeichnet. Frl. Senken bemühte sich in einer undankbaren Frauenrolle dem Dichter gerecht zu werden. Herr Wünschmann, der in Eedens „Ysbrand" die kleine Nebenrolle eines Kutschers prachtvoll charakterisiert hatte, gab in „Hidalla" in der Partie eines Zirkusdirektors, der Hetmann als Clown engagieren will, eine meisterliche Charge.

Am 30. Mai gab man fünf Einakter aus dem Anatol-Zyklus von Arthur Schnitzler. Unser Theater verfügt über eine Anzahl Schauspieler und Schauspielerinnen, die das Wienerische waschecht sprechen. Da ferner unser Oberregisseur in der Doppelmonarchie aufgewachsen ist, so war man im voraus sicher, einer guten Wiedergabe der Schnitzler-

schen Szenen entgegenzugehen. Am besten gefielen mir die dramatischen Episoden „Weihnachtseinkäufe“, „Episode“ und „Abschiedssouper“.

Die erste „Die Frage an das Schicksal“ hat zwar ein gutes Motiv, ist aber zu lang, die fünfte „Anatols Hochzeitsmorgen“ zu unwienerisch und derbfrivol. Man bringt für den Anatol dieser fünften Szene und seine Donna, die vor Anatols Hochzeit noch eine Abschiedsnacht sich gönnen, mit dem besten Willen deshalb keine Sympathie auf, weil das liebe sündige Wienertum, das in seiner Süßigkeit sonst Schnitzlers Domäne ist, hier dem frivolsten Zynismus Platz macht. Die lebfrischeste dieser fünf Szenen ist das „Abschiedssouper“. Hier gab Herr Modes, der in den anderen Partien zu gesund, zu pausbäckig, zu ungelenk aussah, und ohne Wiener Bonhomie, Gemächlichkeit, ohne die süße, halbfarbige Adelsgrazie agierte, den Anatol recht lebenswahr. Herr Rainer sekundierte in allen fünf Episoden gewandt und maßvoll seinen Freund Anatol, während Fräulein Klarenburg in der Partie der Annie einen stürmischen Lacherfolg sich holte. Diese Partie ist ihr auf den Leib geschrieben. In den übrigen Einaktern (es ist zuviel, wenn man die graziösen Bagatellen Einakter nennt!) taten die Damen Ernst (Corka), Frl. Reiter (als ausgezeichnete Gabriele) und Frl. Hochwald (als schöne, elegant moderne Bianca) ihr Allerbestes.

Am 10. Juni brachte das Pfauentheater Konrad Falkes „Dante“ aus dem Einakterzyklus „Träume“ zur Erstaufführung. Davon später. Carl Friedrich Wiegand

— Uraniatheater. In dem Uraniatheater, das sonst der Kabarett-Muse gewidmet ist, kam es Ende Mai zur Aufführung einer literarischen Komödie. Das beste, wenn nicht das einzig gute Lustspiel der Renaissance, Machiavellis „Mandragola“, für das die gewöhnlichen Bühnen immer noch zu prüde sind, wurde dort zum ersten Male in Zürich, wenn nicht zum ersten Male in deutscher Sprache überhaupt gegeben. Die Vorstellung war natürlich etwas ungleich; nicht jeder Kabarettkünstler wird von heute auf morgen zum Schauspieler. Manches machte noch etwas den Eindruck des Auswendiggelernten. Außerdem waren die engen Verhältnisse der Miniaturbühne nicht immer von Vorteil. Trotzdem kam die alte Komödie zu trefflicher Wirkung; die Aufführung erweckte in hohem Grade den Wunsch, daß sich eine richtige Bühne einmal dieses Meisterstückes realistischer Satire annehmen möchte. Unser Publikum ist nicht mehr so zimperlich wie einst; wer den „Walzertraum“ erträgt, sollte von rechtswegen an der „Mandragola“ nicht Anstoß nehmen können.

Das Stück fängt etwas steif und formalistisch an; im ersten Akte überwiegen die konventionellen Figuren der antiken Komödie. Je weiter die Handlung aber fortschreitet, um so mehr tritt originale Schöpferkraft, eigene Beobachtung an die Stelle der literarischen Tradition. Besonders die Figur des gewinnsüchtigen Bettelmönches, des köstlichen Fra Timoteo, ist so lebenswahr erfunden und dabei von wohlfeiler Charge so frei gehalten wie wenige Gestalten der alten oder neuen Komödie. Und dann der prächtige „Dottore“, nicht der bekannte gefoppte Theaterdummkopf, sondern eine ganz bestimmte Abart des gelehrten Narren und Bourgeois mit starkem Erdgeruch (die „Mandragola“ oder „Alraunwurzel“ spielt im zeitgenössischen Florenz vom Anfang des 16. Jahrhunderts). Die Handlung ist ein Novellenstoff in der Art des Boccaccio und mutet, wenn man das Stück auf der Bühne sieht, etwas märchenhaft an; aber Dialog und Charaktere sind durchaus nach direkt beobachteten Vorbildern realistisch geformt. Man gab das Stück

hier genau nach dem Original und legte glücklicherweise nicht die vor einigen Jahren erschienene Umdichtung eines deutschen Literaten zugrunde. Abgeschwächt wurde nichts; es wurden bloß einige nicht durchaus zur Handlung gehörende Zwischenszenen weggelassen. Vielleicht nicht ganz mit Recht; gerade diese übrigens sehr kurzen Intermezzi sind außerordentlich charakteristisch und verleihen dem im allgemeinen Lessingisch straff aufgebauten Stück den Schein künstlerischer Freiheit.

Das Publikum unterhielt sich sehr gut bei dieser Novität. E. F.

Literatur und Kunst des Auslandes

Das Martyrium des Heiligen Sebastian. Gabriele d'Annunzio beginnt den Franzosen gefährlich zu werden. Sein verschwenderisches Genie war in der italienischen Heimat zuletzt weniger von Gläubigen denn von Gläubigern umgeben. Darum verlegte er seine Penaten nach Paris und begann sogleich in französischer Sprache zu dichten. Dies mit solcher Geläufigkeit, daß schon sein erstes Erzeugnis „Le Martyre de Saint-Sébastien" die aneinandergereihten Verse von Rostands „Chantecler" um mehrere Kilometer Länge übertraf. Gegen zwei Uhr nachts war die Generalprobe zu Ende, der Heldenmut vieler Zuhörer schon sehr viel früher. Jene, die ausharrten und die Dichtung d'Annunzios, sowie die Musik Debussys „himmlisch" nannten, verdienen durchaus mit einem Gratisfauteuil für alle zehn angekündigten Aufführungen ausgezeichnet zu werden; denn weitere fünfzig Stunden dieser Überkunst dürften ihren ehrlichen Enthusiasmus nicht abschrecken.

„Das Martyrium des Heiligen Sebastian" ist das sensationelle Ereignis der Pariser Saison. Im Châtelet-Theater war man seit Wochen mit den Vorarbeiten beschäftigt, und Impresario Gabriel Astruc ließ täglich geheimnisvolle Dinge darüber in der Presse durchsickern. 300,000 Fr. kosteten die Kostüme und Dekorationen, für die man sich eigens den berühmten russischen Theatermaler Bakst verschrieben hatte. Wollte sich der geschäftskundige französische Gabriel für den geschäftsunkundigen italienischen Gabriele ruinieren? Eine russische Tänzerin, Ida Rubinstein, die, wie es heißt, aus zweimonatiger Ehe mit einem Großmogul riesige Kapitalien in ihre jetzige Pariser Freiheit hinüberrettete, soll dem zweiten Dante für sein „Martyrium" zugleich mit ihrem idealen Körper das feile Gold zur Verfügung gestellt haben. Ida, die da „nackt wie ein Wurm" (ein Gallizismus!) von Valentin Seroff für die Intern. Ausstellung in Rom gemalt wurde, fand eine prächtige Gelegenheit, in Paris ihre Ausstellung in natura vorzunehmen. Sie ist eine Künstlerin von unleugbarer Begabung, hat die Silberstimme einer halben Sarah Bernhardt und einen biegsamen, fadendünnen Leib nebst anhängenden, endlosen Gliedern. Gabriele d'Annunzio mochte an die archaistischen Heiligen des Perugino gedacht haben.

Ida Rubinstein erschien zunächst in der güldenen Rüstung eines Hauptmanns der Prätorianergarde. Die fast unbekleideten Körper zweier christlicher Jünglinge am Marterpfahl bewirken die wunderbare Bekehrung